Morgen-Ausgabe
No. 68. — 57. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Sonntag, 7. Februar 1909

Berühmte Biere.

[Nachdruck verboten.]

In dieser Zeit des allgemeinen Bockbierjubels und Bockbiertrubels dürfte es angebracht sein, auch einmal die Blicke auf vergangene Zeiten zurückzulenken, und solche einer bierologischen Untersuchung zu unterziehen. Da kann man zunächst feststellen, daß auch unsere Vorfahren ein Bräu herzustellen verstanden, das nach den humorvollen Worten Alexander Meyers „seinen Beruf verfehlt hätte, wenn es nicht getrunken worden wäre". Erklärlich ist es daher, daß mancher fröhliche Zecher in vergangenen Jahrhunderten, dem das Herz gleich dem Bruder Studio „gar zu gern in Doppelbier baumelte", voller Begeisterung und mit gesundem Humor das Lob eines preiswürdigen Bieres gesungen hat.

Weniger bekannt aber dürfte sein, daß ein hoher kirchlicher Würdenträger aus Liebe zum gewohnten guten Tropfen sogar auf einen Bischofstuhl verzichtete. Das war der Fall bei Konrad, Sohn des Herzogs Konrad von Glogau, der eine Zeitlang die Würde eine Propstes zu Breslau bekleidete und sich das Breslauer Bier weidlich hatte munden lassen. Nun wurde er als Erzbischof nach Salzburg berufen und reiste arglos dahin ab. Wer aber beschreibt sein Entsetzen, als er in Wien erfährt, daß es in Salzburg kein gutes Bier gäbe. Schnurstracks kehrt er nach Breslau um und läßt lieber das Erzbistum als das Bier fahren. Auf einen guten Tropfen hielten auch im zwölften Jahrhundert die Domherren zu Biezeke. Diese bekamen nämlich ein sehr dünnes Bier, „das ihrer Gesundheit nachteilig war", weshalb ihnen der Bischof von Brandenburg um 1275 jährlich zwei Chorem Weizen auf einem Gute anwies, um es zu verbessern, „damit sie auch ihre Dienste desto stattlicher verwalten könnten."

Zu der Mark war besonders das bernauische Bier berühmt; durch die ganze Mark Brandenburg und Pommern war es verbreitet und durfte bei seiner Festlichkeit irgendeiner Art als Ehrentrank fehlen. Ueber seine Güte und Vortrefflichkeit sagte man in Bernau, daß man in der Stadt keinen Arzt brauche, und lange Zeit sei auch kein Medikus in ihrer Stadt ansässig gewesen, „weil die Bernauer alt und wohlbeleget ohne sonderliche Zufälle würden und also keiner Arzeney bedürftig wären."

Allerdings hatte das bernauische Bier eine ganze Reihe gefährlicher Konkurrenten in märkischen Landen. So brauten die Gardelegener in vorzügliches Bier, „das dem Körper guten Nahrungsstoff zuführte und innere Wärme erzeugte, weshalb die Aerzte das Gavlei anstatt des Weines verordneten", ebenso die Fürstenwalder, deren Bier zu schenken alle im lebufischen Kreise gelegenen Dörfer und Städte, sowie diejenigen Ortschaften, die der Stadt und Universität Frankfurt gehörten, laut kurfürstlicher Verordnung gezwungen waren. Guten Rufes erfreute sich auch das Universitätsbier in der Kartause von Frankfurt, das „lieblich schmeckende und köstlich wirkende" Krossener Bier, das Hebräu von Zangermünde, „Kuhschwanz" genannt, und „Ritter und junger Klaus", das in Brandenburg gebraut wurde.

Herr Heinrich Knaust, beider Rechten Doktor, hat in seinen 1575 erschienenen „Fünff Bücher. Von der Göttlichen und Edlen Gabe, der philosophischen, Hochtheuren und wunderbaren Kunst Bier zu brauwen" usw. auf Grund eingehendster Geschmacksproben der „bornempsten" Biere gefunden, daß das Hamburger Weizenbier die erste Königin aller Biere sei, denn „es gibt gute und gesunde Feuchtigkeit, macht gut Geblüt, man kriegt auch davon eine schöne Farbe, denn man findet und siehet zu Hamburg täglich nicht allein gar schöne und feine Frawen und Jungfrawen von Farben, sondern auch gar herzliche und wohlgestalte feine Junggesellen und Menner."

Vom Bremer Weißbier sagt Knaust, daß er es etliche Jahre getrunken habe und ihm solches vortrefflich bekommen sei. Das Bier von Stade ist weniger gut als das Hamburger; allein die von Stade nehmen es dennoch und lassen kein fremdes Bier in ihre Stadt. „Sie nennens aber seiner Natur halber Kater, denn es kratzt wie ein Kater den Menschen, der sein zu viel getrunken hat, des Morgens im Kopfe, das aber doch das Hamburger Bier nicht tut." Das Magdeburger Bier führt den seltsamen Namen „Filz", das Dornburger Weißbier „kürz den Keri", weil es die Leute niederwarf, das Boitzenburger sehr starke Bier „biet den Keri", weil es „immer in die Höhe will". Ein gar schöner Trank muß die Goslarer Gose gewesen sein, denn „sie gibt gut nutriment und narung, erwermet auch wohl, und machet gut Geblüte. Man machet Biersauffen, und ander warm getrenk und Suplein davon, nicht weniger und auf die art wie von Wein, die gar wohl schmecken, und dem Leibe des Menschen gesund seyn."

Drei Biere aber genossen im Mittelalter das höchste Ansehen: die Braunschweiger Mumme, der Brothan und das Einbecker Bier. Die Braunschweiger Mumme hatte einen europäischen Ruf wegen ihrer Stärke, des lieblichen Geschmackes und der dickbraunen Farbe, und daß dieses von seinem Erfinder Christian Mumme zuerst im Jahre 1492 bereitete Gebräu auch seinen Zweck erreichte, bestätigt Just Stengels Urteil, daß es „dem Leibe gute Nahrung gibt, welches auch von denen vielen dicken fetten Mutterchens zu Braunschweig wohl zuzumehmen ist." Den Brothan, ein ursprünglich hannoversches, jetzt auch in vielen norddeutschen Städten gebrautes Getränk, braute zuerst im Jahre 1526 Cord Brothan aus Weizen- und Gerstenmalz. Wie starken Beifall er damit erzielte, beweist folgender Vers:

„Wenn sollt der große Gott ein' Mahlzeit selbst anstellen,
Den Brothan würd' er zum Trank gewiß erwählen,"

und Martin Zeller belehrt uns, wie er wirkt und genossen sein will:

„Das Bier gibt grober Feuchte viel,
Stärkt's Geblut und mehret's Fleisch ohn' Ziel,
Es leert die Blase und weicht den Bauch,
Es kühlt ein wenig und bläst auch auf;
Es soll sein klar und alt an Jahren,
Nicht saur'n gekocht, von gutem Korn.
Dünn Bier, den Malz oder Farb' gebricht,
Das saur'n oder jung ist, trinke nicht.
Trink' doch nach Not' und füll' den Kragen,
Nur das nicht werd' beschwert der Magen."

Die Krone aller Biere des Mittelalters aber war das Einbecker Bier. In keiner deutschen Stadt durfte es bei vornehmen Feierlichkeiten fehlen, von fast allen damaligen Fürstenhöfen kamen jede Woche Wagen nach Einbeck, um Bier abzuholen; in alle Länder, wo der Hansabund Kontor und Faktoreien hatte, oder wohin dessen Handel sich erstreckte, ging das Einbecker Bier, selbst in Jerusalem fand es Eingang. Bekannt ist, daß Herzog Erich von Calenberg auf dem Reichstag zu Worms Luther in seine Herberge rufen und ihm eine silberne Kanne mit Einbecker Bier reichen ließ, nach dessen Genuß Luther sprach: „Wie Herzog Erich meiner gedacht hat, so gedenke unser Herr Christus seiner in seiner Todesstunde."

Bei Harland aber in seiner „Geschichte der Stadt Einbeck" finden wir folgenden köstlichen Erguß des Historikers Letzner (gestorben 1610), der das Einbecker Bier preist, und den ich den freundlichen Lesern in seiner erquickenden Derbheit nicht vorenthalten möchte: „Wenn nun ein Einbeckisch Bier eine gute Farbe, gesunden Geruch und reinlichen Geschmack hat, so ist es ein herrlich, ruhmwürdig, gesundt Bier, und ein fast liebliches Getränk, davon ein Mensch, mäßiglich getrunken, ohne Beraubung seiner Vernunft und ohne alle Verletzung seiner Gesundheit wohl fröhlich sein kann, denn es beschwert den Leib nicht also, als andere Biere tun. Es erquicket und ladet das helle, hitzige Herz, stärket das Gehirn, macht gute Dauung, kühlet die Hitze, löschet den Durst und ist für die Kranken ein überaus gesund und nützlich Getränk. Das Widerspiel erfolget, wo man dieses Bieres unnatürlicher Weise ohne Tabulatur und ohne Masse in sich füllet. Dieses Bieres Art, Natur und Eigenschaft ist auch, daß es in sauberen und reinen Gefäßen liegen und wohnen will, und kann die unflätige Sau, viel weniger die Donnerwetter nicht erdulden. So oft dieses Bier umgegossen wird, verliert es einen Grad seiner Eigenschaft, am allermeisten aber den Geschmack. Solchen Defekt achten aber viel unbedäffelter Leute auf dem Lande nicht groß, oder wohl gar nicht. Wie das in Hochzeiten, Kindtaufen, Pfingsten, Fastnachten, Kirchmessen und anderen Gelagen, in Mangel der ordentlichen und gebräuchlichen Trinkgeschirre gespuret und gesehen wird. Da ein Saueimer, ein alter Topf, so in etlichen und vielen Jahren nicht gewaschen und weiß nicht, wo er vielleicht mag gestanden haben, alte verwoxlene Schuhe, alte Filzhüte, Spindelstünze, ja wohl Sauströge und dergleichen Art so viel gelten und so gut geachtet werden, als ein sauberes, helles und reinliches Glas. Daraus wird dann das edle Einbeckische Bier nach rechter viehischer Art gesoffen, giehen und pladdern, baden und waschen ihre unflätigen Schuhe damit und handeln in dem nicht anders, denn als die Sau auf dem Misthaufen."

Recht hast du, wackerer Letzner: das Bier, das getrunken werden, also seinen Beruf erfüllen soll, muß als edler Stoff auch gut behandelt werden!

Dr. J. Wiese.

Mummenschanz.

[Nachdruck verboten.]

Kaum ist das alte Jahr mit Sang und Klang und Pokulieren begraben worden, so rüstet man sich schon überall, den Prinzen Karneval, der sich den zweiten Monat des neuen Jahres als Regierungszeit auserkoren hat, würdig zu empfangen, denn in vielen Orten fangen bereits am Dreikönigstage die Fastnachtslustbarkeiten oder wenigstens die vorbereitenden Sitzungen an. Die lebensfrohen Rheinländer zumal betrachten den sechsten Januar als den Anfang des Karnevals, den jung und alt, reich und arm bis zum letzten Tage gründlich auskosten.

In Norddeutschland, besonders in den Großstädten, hat der Karneval ein ziemlich nüchternes Aussehen erhalten; wo sich noch überprudelnde, ausgelassene und doch feine Lustheit findet, hat sie sich in geschlossene Säle zurückgezogen und wird meist von im Norden ansässigen Rheinländern in Schwung gehalten. Der im allgemeinen schwerfällige Norddeutsche besitzt das Talent, mit Grazie toll zu sein, nicht in dem Maße wie der Rheinländer oder der Süddeutsche; das mag wohl mit die Ursache sein, daß gerade die hübschesten, witzigsten Mummenschanzgebräuche sich in Mittel- und Süddeutschland erhalten haben, wo ebendrein der Katholizismus, der gleich Gebet und Gesang auch die weltliche Freude in die Oeffentlichkeit trägt, ungewollt derartige Volkssitten begünstigt.

Von den Bewohnern des schönen Landes Tirol berichtet das Stedchen, dessen sich wohl jeder aus den Ringelreihenspielen seiner Kindheit erinnert: „Die Tiroler sind lustig, die Tiroler sind froh", und wenn man ihre Karnevalsvergnügungen betrachtet, kann man nur sagen, daß sie diesen Eigenschaften alle Ehre machen. Die Zillertaler gehen am Dreikönigstag zum erstenmal in Masken herum; von da ab vergeht kein Tag, wo nicht vermummte Gestalten die Tanzdiele, die Festlichkeiten aufsuchen oder von Haus zu Haus ziehen, damit man errate, wer unter der Vermummung stecke. Ein Maskenumzug besonderer Art findet vom Aschermitt an außer an den beiden letzten Tagen der Woche täglich in dem freundlichen Tiroler Städtchen Hall und dessen Umgebung statt, nämlich das von altersher übliche „Hudlerlaufen". Wenn zur Mittagsstunde die Gebetglocke geläutet und die Familie nach einem andächtigen „englischen Gruß" das Mahl eingenommen hat, bleiben Frauen und Kinder daheim, die Männer und Buben (unverheiratete Männer ohne Altersunterschied) jedoch strömen zur Dorfschenke, wo sich der Hudler, zu dem gewöhnlich ein reicher Bauer gewählt wird, in seinen buntscheckigen Anzug wirft. Eine kurze Jacke ist an das weit über die Stiefel rutschende Beinkleid angeknüpft, das Gesicht wird durch eine Larve aus Holz, in das ein Käfer, eine Maus oder ein ähnliches Kleingetier geschnitzt ist, verhüllt. Ueberdies ist der Kopf in ein im Rücken lang herunterhängendes Tuch gewickelt, das nur die Larve freiläßt. Der landesübliche grüne, mit dem Gemsbart gezierte Hut und ein Taillengurt, der voll Semmeln steckt, verleihen dem Kostüm des Hudlers den Reiz der Vollendung. Sowie er fertig ist, tritt er an ein Fenster der Schenke. Auf diesen Augenblick haben die draußen Versammelten schon ungeduldig gewartet; so laut ihre kräftigen Männerkehlen es nur fertigbringen, schreien sie nun los:

„Unter der Bettschlobt schteht a Raiter;
Wer si nit auffer traut, isch a Haiter.
Naus, zwa, drai — Hudl ho!"
(Unter der Bettstell' steht ein Tragkorb;
Wer sich nicht heraus wagt, ist ein Bärenhäuter (Faulenzer).
Eins, zwei, drei, Hudler hallo!)

Der Hudler begibt sich auf die Herausforderung hin eilig aus der Schenke und wirft dann eine große Anzahl Semmeln, die an seiner sehr langen Peitsche hängen, unter die sich darum streitenden Jungen, während er sie dabei gehörig mit der Peitsche bearbeitet. Unterdessen haben sich die Bauern in einer Gasse aufgepflanzt, der Hudler holt sich einen davon heraus, der vor ihm herlaufen muß, bis er ihn eingeholt hat, wobei er ihn mit der Peitsche zwischen die Beine schlägt. Nachdem der Hudler seinen Vorläufer glücklich am Schlaftlichen gepackt hat, bewirtet er ihn in der Schenke, nachdem er ihm an einer Pumpe das Gesicht gewaschen hat, mit Semmeln und Wein und wiederholt dann dasselbe Laufspiel mit einem anderen der Bauern. So geht es bis zum Feierabend fort, wo der Hudler seine Larve ablegt und als Vorlänger bei dem bis in die Nacht hinein dauernden Tanz in der Schenke fungiert. Den Gipfel der Ausgelassenheit erreicht das Hudlerlaufen am „unsinnigen Pfinztag", am Donnerstag vor Fastnacht, wo sich unter die zahlreichen Hudler auch Hexen mischen, die aber nur als solche verkleidete Männer sind. Ihre Kreitkünste auf den Hexenbesen wirken noch grotesker durch die „Popeln" genannten Wickelkinder aus allerhand Lumpen, die sie zärtlich auf den Armen wiegen, um sie plötzlich als echte Rabenmütter einem harmlosen Zuschauer an den Kopf zu schleudern.

Ebenfalls am unsinnigen Pfinztag treibt in einigen anderen Tiroler Orten, wie Axamin, Neumarkt, der „Egerthanfel" sein ausgelassenes Wesen. Oder eigentlich, nicht er treibt es, sondern es wird mit ihm getrieben. Der Egerthanfel ist zwar ein gewaltig großer Mann von fast zwei Meter Höhe und stattlicher Breite, aber diese ganze imponierende Statur besteht nur aus Stroh und Lumpen, deshalb wird dieser Riese auch auf einer Tragbahre spazierengetragen von übermütigen jungen Burschen, die hin und wieder anhalten, um ihn nach dem „Neuesten" auszufragen. Einer der Burschen antwortet an Stelle des stummen Strohmannes und berichtet, was sich Heiteres und Anstößiges im Orte begeben hat. Das Ende des Egerthanfel ist etwas volkstümlich derb, aber für die Zuschauer sehr vergnüglich. Der Hansel wird nämlich vor der Wohnung einer „überreifen" Jungfrau, die absolut noch unter die Haube kommen will, als empfehlenswerter Bräutigam aufgehängt. Gewissermaßen um die Verlobung zu feiern ziehen, dann die jungen Männer zur Schenke, wo sie bei Musik und Tanz ihrem Faschingsübermut die Zügel schießen lassen.

Ein hübscher Faschingsbrauch, der durch seinen Ursprung schon interessant ist, hat sich in Luzern erhalten; nach ihm wird dort der unsinnige Donnerstag der „Fritschistag" genannt. Die Ueberlieferung erzählt darüber: Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in der Umgebung Luzerns ein durch sein joviales Wesen weithin bekannter Mann namens Friedlin, aber in der Eidgenossenschaft hieß er nur „Bruder Fatsching" oder „Fritschi". In seinen jungen Jahren hatte er tapfer gegen Karl den Kühnen mitgekämpft und sich später auf sein Gut zurückgezogen, von wo er nur einmal im Jahr, am Donnerstag vor Fastnacht, in die Stadt kam, um sich mit seinen ehemaligen Kriegskameraden auf seiner Zunftstube „Zum Safran", die noch jetzt nach ihm Fritschizunft genannt wird, einen vergnügten Abend zu machen. Nach seinem Tode fand sich in seinem Testament die Bestimmung, daß sich am Fastnachtsdonnerstage die Zunftbrüder versammeln und einen großen, aus Buchsbaumholz geschnitzten, mit Silber verzierten, mit Wein gefüllten Pokal, von Musikanten begleitet, durch die Stadt tragen sollten. Jedem, der es begehrte, mußte ein Trunk Weins verabreicht werden; danach sollten die Zunftbrüder in kriegsmäßiger Ausrüstung nach den Halden vor der Stadt und von da zurück in die Zunftstube ziehen, wo der Abend bei Tanz und Sang verlebt werden sollte. Die Obrigkeit genehmigte diese Bestimmungen; dank den Vergünstigungen, die sie dem Umzug gewährte, hat er sich bis heute erhalten. Knaben in bunten Kostümen leiten den Zug, dann folgen die älteren Leute in kriegerischem Aufzug, mit den Emblemen der Freiheit geschmückt. Nach ihnen schreitet stolz, von einem berittenen Hauptmann und einem Fähnrich mit dem Zunftbanner geleitet, der Träger des Pokales, des „Fritschikopfs", einher. Hinter ihm ziehen auf ihren mit weiß und blauen Decken behangenen Pferden die ebenfalls in diese Farben gekleideten „Ehrleute Fritschi" vorbei, deren Gesichter mit seltsamen Greisenmasken verhüllt sind. Durch die ganze Stadt zieht der Zug und wieder zurück zum „Safran", wo nach einem reichen Mahl der Tag mit Spiel und Tanz wie zur Lebenszeit des Bruder Fritschi beschlossen wird.

Mit dem Zunftwesen hängt auch ein Brauch zusammen, der sich in Bayerns Hauptstadt nach manchen Unterbrechungen durch die Gunst Maximilians des Zweiten hinüber gerettet hat, der „Metzgersprung". Zwei Wochen vor Fastnacht treten die Metzgermeister

Deutscher Reichstag.

200. Sitzung vom 6. Februar.

(Schluß.)

Etat des Reichsamts des Innern.

Abg. **Becker** (Arnsberg, Ztr.)

empfiehlt die Zentrumsresolution, wonach den Inhabern von reinen Walzwerken, Eisen- und Stahlgießereien usw. bei der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse Einfuhrscheine zum zollfreien Bezuge des Einstandsmaterials für die Auslandsproduktion verliehen werden können. Dadurch sollen die mittleren und kleineren Betriebe gegen die Preistreibereien der Roheisenverbände geschützt werden. Die jetzige Taktik des Stahlwerksverbandes läuft darauf hinaus, die kleineren reinen Betriebe zu vernichten. Dem muß entgegengetreten werden, schon im Interesse der Arbeiter, die man durch weitere Konzentration von der Scholle treiben will.

Abg. Graf **Kanitz** (kons.):

Auch wir wollen den kleineren und mittleren Werken helfen. Roheisen bedarf aber nicht der zollfreien Einfuhr. Der verflossene Roheisenverband wird wohl nicht mehr neu erstehen. Die Tätigkeit des Stahlwerksverbandes zugunsten des Auslandes wird allgemein verurteilt. Die Unterzeichner der betreffenden Resolution würden sich, so sollte man meinen, mit sehr viel größerem Recht gegen die Machinationen des Kohlensyndikats wenden, das die Kohlen zu einem billigen Preisen an das Ausland liefert. Würden an die reinen Walzwerke Einfuhrscheine auf Roheisen gewährt, so würden sich natürlich auch alle anderen Werke melden, und dann würden 4 Millionen Tons Roheisen zollfrei eingehen. Es wäre das eine totale Aufhebung des Roheisenzolles, und für das Reich würde das eine Einbuße von 16 Millionen Mark bedeuten. Wir haben ja überdies schon Zollnachlässe auf Roheisen im Veredlungsverkehr, und diese Nachlässe betrugen im letzten Jahre 8- bis 900,000 Mark. Wir sind also gegen jene Einfuhrscheinresolutionen.

Noch ein Wort an Herrn Gothein. Er übersieht, daß unsere Wirtschaftspolitik ja auch den Arbeitern in unserer Großindustrie zugute kommt. Unsere Zölle müßten noch viel höher sein. (Lachen links.) So zum Beispiel die Zölle auf amerikanische Schuhwaren! Andere Länder erhöhen ihre Zölle, ohne dadurch unsere Meistbegünstigung einzubüßen, und wir müssen uns das gefallen lassen, ohne uns dagegen wehren zu können. Herr Gothein verlangt auch ein Reichsberggesetz. Ich glaube nicht, daß unsere Einzelstaaten sich beim Bergbau ihr Hoheitsrecht nehmen lassen. Aber Herr Gothein irrt auch, wenn er glaubt, bei einem Reichsberggesetz würden die Unfälle im Bergbau abnehmen. Wir haben bei uns die beste Bergaufsicht. (Gelächter links.) Was wir brauchen, ist lediglich — scharfe Disziplin im Bergbau. (Rufe rechts: Sehr richtig!) Zum Schluß wiederhole ich: keinesfalls wollen wir Einfuhrscheine auf Roheisenausfuhr. (Beifall rechts).

Abg. **Stresemann** (natl.):

Im Interesse unseres Großhandels freuen wir uns der Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung in Brüssel. Es zeigt sich bei unserer Industrie für diese Ausstellung ein außerordentlich großes Interesse. Wünschenswert wäre auch die Veranstaltung einer

Weltausstellung in Berlin.

Wir sollten nicht immer bloß als Gäste auf Ausstellungen im Auslande erscheinen. Mich dem Verlangen des Handelsvertragsvereins anschließend, möchte ich ferner wünschen, daß der Entwurf des Handelsvertrages mit Portugal bald veröffentlicht werden möge, damit unser Handel dazu Stellung nehmen kann. Was unsere Handelsbeziehungen zu Kanada und anderen englischen Kolonien anlangt, so haben bei uns ernsthafte Kreise den Wunsch, daß wir endlich einmal zu normalen Beziehungen zu Kanada gelangen. Unter dem jetzigen Zustande leidet unsere Kapitalsbeteiligung an der Entwickelung Kanadas. Auch in Kanada selbst billigt man die Bestrebungen, zu uns in ein normales Verhältnis zu treten, das, ohne Verletzung der nationalen Würde, den wirtschaftlichen Interessen beider Länder Rechnung trägt.

Ein Wort noch allgemein zu unserer Wirtschaftspolitik. Wir sind nicht zum Ausfuhrstaat dermaßen prädisponiert, daß wir sorglos der Entwicklung unserer Ausfuhr zusehen könnten. Wir müssen gegen die Zollmauern des Auslandes ankämpfen vor allem durch die Qualität unserer Ware. Daß das Bestreben in der Welt besteht, uns wirtschaftlich zu isolieren, ist Tatsache. Unter diesen Umständen aber dürfen wir, und das sage ich Herrn Gothein, nicht alles auf eine Karte setzen, wir dürfen nicht glauben, daß wir den jährlichen Bevölkerungszuwachs um eine Million sicher ernähren können durch das Wachstum unserer Ausfuhr. Ein solches Experiment, uns nur auf unsere Ausfuhr zu verlassen, dürfen wir nicht machen. Ein derartiges Experiment konnte wohl England machen. Und trotzdem sehen Sie, daß unter den wirtschaftlichen Stürmen der letzten Zeiten selbst England zu leiden gehabt